

Schnut — Eine Geschichte aus der Steinzeit

Ottomar Enking. Illustriert von Fritz Koch-Gotha

(3. Fortsetzung)

Zu der geringen Zahl von Anständigen gehörte auch Schnut, denn der hielt sich tugendlich und hatte keine der rothaarigen Mäde angenommen, obgleich der König ihm so viele schenken wollte, als er nur wünschte. Er blieb auch der Löpferei treu und half, wenn ihm der Dienst am Hofe Zeit ließ, seiner Mutter und seinem Bruder.

Die andern Ritter, die kein Handwerk übten, sondern sich vom König ernähren ließen, sahen scheel auf ihn herab, und namentlich waren es Mar und Brecht, die nicht genug auf den Emporkömmling schimpfen konnten, weil er den ganzen Ritterstand durch unadliges Benehmen in Verruf brachte.

Ihre häßliche Seele verwand es auch nicht, daß Schnut sie einmal bei einem Gelage, wo sie sich rühmten, mächtige Zecher zu sein, unter den Tisch getrunken hatte, und so oft sie konnten, taten sie ihm Schabernack an.

Als er eines Tages mit Sünnoog segeln wollte und sein Boot betrat, sank es, indem das Wasser darin hoch aufsprudelte. „Ich weiß“, bemerkte Schnut, „wem ich das Leck zu verdanken habe. Sie sollen sich in acht nehmen. Auch meine Geduld reißt einmal.“

Er dichtete das Fahrzeug mit Fell, fuhr seine Schwester zu der Insel hinüber und war so heiter und scherzte, als ob kein Groll in seinem Innern nagte.

Aber dann kam das Fürchterliche.

Sünnoog, die zum Beerenpflücken in den Wald gegangen war, kam nicht wieder, obgleich die Mutter ihr befohlen hatte, nicht nach Sonnenuntergang draußen zu sein.

Sie kam und kam nicht. Die Nacht brach herein. Da machten sich — unter dem Jammer von Mutter Fürbötter — die Brüder auf, um sie zu suchen, und sie suchten, bald vereint, bald getrennt, bis an den andern Morgen und fanden ihr Schwesterlein doch nicht, obgleich sie jeden Strauch durchforschten.

Auch am nächsten Tage war das Mädchen nicht zu entdecken, und mit jagender Angst verfolgte Schnut alles, was nach einer Fußspur ausah.

Er hatte Truspan verloren ... kam an den Sumpf, in dem es nicht geheuer war,

denn hier wurden die zum Tode verurteilten Verbrecher hineingesenkt, und ihre Geister schwebten über der Stätte des Gerichts.

Und da ... dicht neben dem brodelnden, gärenden Moore ..., da lag seine geliebte Schwester ... nackt und bloß und ohne Besinnung; nur einer kleinen Bewegung hätte es bedurft, und sie wäre in die braune Masse gerutscht.

Mit einem wahnsinnigen Schrei stürzte Schnut auf sie zu und trug sie von dem gefährlichen Rande hinweg, dann hauchte er dem Kinde, dessen Körper Kratzwunden und Würgemale zeigte, mit seinem ganzen Willen Leben ein, und wahrhaftig: Sünnoog erwachte aus der Bewußtlosigkeit, kam aber noch nicht gleich wieder zu sich, sondern redete irres Zeug, verzerrte das Angesicht und weinte herzbrechend.

Als sie dann aber endlich merkte, daß es ihr Lieblingsbruder war, der neben ihr kniete, da schwand nach und nach die Angst, mit der sie zuerst zu ihm aufgeblickt hatte, da klagte sie nicht mehr so laut, und als er sie berührte und streichelte, da ließ sie es geschehen, und er bettete ihr Haupt auf seinem Schoße, und sie schlief in dem Gefühl, gerettet zu sein, noch erst einmal wieder ein.

Ein Verdacht war lange in Schnut hochgekommen. Er sah Blut an Sünnoogs Lenden, und dieser Argwohn wurde grausig bestätigt, denn das Mädchen, das sich schließlich faßte, berichtete ihm nun, so klar sie es vermochte, was ihm geschehen war.

Zwei Männer hatten sie ergriffen, hierher geschleppt und mit ihr trotz ihres Flehens und ihres Widerstandes getan, was sie gar nicht verstand.

Schnut aber wußte, was die Jungfrau erlitten hatte, und ein gewaltiger Grimm erfüllte ihn ganz. Er fragte, nur um seine Ahnung zu bestätigen:

„Und wer waren die beiden Männer? Hast du sie erkannt?“

Sünnoog erwiderte:

„Ja. Es waren Mar und Brecht.“

Mit aller Muskelstraffung und ohne noch einen Laut von sich zu geben, hob Schnut seine Schwester auf und brachte sie heim, damit sie gepflegt wurde.

Mutter Fürbötter tat ihr Mögliches, aber Sünnoog war so verschreckt, daß sie manchmal wie ein scheues Tier in den Winkel kroch und aufkreischte, wenn man ihr nur nahe kam. Schnut jedoch, der seiner Mutter das Blut am Körper des Kindes gezeigt hatte, sprach auch die nächsten Tage kein Wort, sondern wartete, bis der Thing wieder tagte.

Da trat er, — und hatte vorher gar nicht um die Erlaubnis dazu gebeten, — in die Mitte und begann die Klage gegen die Prinzen Mar und Brecht wegen Vergewaltigung seiner Schwester Sünnoog.

Die Greise gerieten in Aufruhr, und Speckfreeter schickte in die Burg und ließ die beiden, die just mit Schön-Trud schäkerten, straks herbeiholen.

Sie wußten erst nicht, worum es sich handelte, als sie indessen in die Reichweite von Schnuts Blick kamen, duckten sie sich und wollten weglaufen. Speckfreeter jedoch ließ sie festnehmen.

Da standen sie nun wie das leibhaftige böse Gewissen, und Schnut wiederholte seine Beschuldigung. Die Elenden legten sich aufs Lügen, sie seien es nicht gewesen, und als das an Schnuts steinernem Beharren auf der Anklage abprallte, da wagten sie, das Mädchen zu bezichtigen, es habe mit ihnen Kurzweil getrieben und sei ihnen überhaupt so entgegengekommen, daß sie gedacht hätten — —

Da machte Schnut nur einen einzigen Schritt auf sie zu, und sie flohen von ihm, so weit es anging.

Schnut fragte die Richter, ob sie ihm oder den beiden Schuften dort glaubten, und die Ältesten, auch der König, waren davon überzeugt, daß Schnut die Wahrheit sprach.

„Es kommt nun darauf an, welche Buße du heischest“, meinte der Thingvorsteher Föhrenknast.

„Erst sollen sie ihre Untat bekennen, dann können wir weiter reden“, versetzte Schnut.

Der Oberälteste wandte sich an die zitternden Verbrecher:

„Gebt ihr zu, euch an dem Mädchen vergangen zu haben?“

Sie machten immer wieder Ausflüchte, und als sie in die Enge getrieben waren, da gingen sie dazu über, einer dem andern die Schuld zuzuschieben, aber endlich, da

ihnen der König trotz ihres Ritterstandes mit der Folter drohte, legten sie ein Geständnis ab, das jammervoll genug klang, und krochen an Schnut heran, seine Verzeihung zu erwinseln. Schnut schüttelte nur den Kopf.

Da versprachen sie ihm so viele Rüge, Pferde, so viel Fleisch und Fett, so viel Felle, als er nur begehrte.

Schnut schüttelte nur den Kopf.

Da bot ihm Speckfreeter an, daß er die Übeltäter verbannen wolle, nimmermehr dürften sie sich im Großschaberdorf und in seinem Reiche sehen lassen.

Schnut schüttelte nur den Kopf.

Da wollten die Richter sie mit Ruten strafen und dann erhängen lassen.

Aber auch das lehnte Schnut ab.

„Sie sollen mir stehen, im Kampfe auf Lanze und Beil“, sprach er, „beide zugleich gegen mich, und das noch heute, in dieser Stunde.“

Und sie hatten die Hoffnung: zwei gegen einen, da konnte es ihnen am Ende glücken, den Rächer der Schwesterehre umzubringen. Dann standen sie straffrei da!

Die drei trafen auf der Wiese zusammen, die Prinzen schwer bewehrt, mit großen Schilden, Schnut nur mit zwei Wurfspieren und einem kleinen runden Pfeilauffänger. Um sie herum in großem Bogen viel Volks.

Die beiden griffen ihren Kläger von verschiedenen Seiten an, der jedoch bewahrte Ruhe und beobachtete ihre Kniffe, womit sie ihn abzulenken suchten, und jeden heranschwirrenden Speer vermied er geschickt.

Plötzlich — scheinbar ziellos und doch aufs genaueste berechnend — entsandte er die zischende Lanze; schon saß sie in Brechts Kehle, daß kein Laut mehr daraus hervorkam. Der Prinz stürzte.

Mar aber wollte nun in der Todesangst davonrennen, während die Umstehenden ihn höhnten und schmähten, allein er war noch nicht zehn Schritte gelaufen, da federte es in seinem Rücken, auch er krampfte die Hände ins Gras, um sich nie wieder zu erheben.

Das Volk geleitete Schnut unter Heilrufen von der Walstatt nach Hause.

Sein Antlitz war ernst. Zwar die Rache hatte er genommen, aber seine Schwester



Schnut nimmt Rache

war von dem Schrecken noch nicht wieder genesen.

Er nahm Sünnoog bei der Hand und hieß alle, die ihn begleiten wollten, zurückzubleiben. Und er neigte sich im Tempel vor Herthastochter und wies auf Sünnoog, die immer noch nicht klar bei Verstande war, und die Priesterin führte das Mädchen ins Allerheiligste und umfaßte es vor dem Bildnis der Göttin und sprach den Zauberspruch, der alles Wunde und Zerrissene Leibes und der Seele heilt. Da wurde Sünnoog wieder wie sie vorher gewesen war, und hatte auch keine Erinnerung mehr an das fürchterliche Geschehnis.

Abermals neigte sich Schnut tief vor Herthastochter und plauderte fröhlich mit seinem Schwesterlein.

Und Sünnoog blickte aus ihren blauen, strahlenden Augen lächelnd zu ihrem Bruder empor.

Sehnsucht und Trennung.

Niffel belehrte die Dorfjugend, daß sie zu wissensreichen Menschen heranwuchs, — eine andere Schule aber, die des Lebens selbst, war es, in der jetzt Schnut seinen Unterricht bekam.

Wenn der Abend kam, suchte er die Priesterin auf, die nach und nach so etwas

wie seine Freundin geworden war und der er alles vertraute, was ihn bewegte.

Herthastochter teilte ihm raunend von ihrer Weisheit mit, sie wies ihm die Bahnen, die von den leuchtenden Kugeln am Himmel beschrieben wurden, und sprach davon, wie ein jeglicher von den Sternen seine Gewalt habe über den Menschen. Und in Schnuts Seele zog eine Ahnung davon ein, daß alle Dinge und alles Leben zusammenhing, er schauerte in dieser Erkenntnis, er war voller Ehrfurcht vor der Gottheit, die alles geschaffen hatte, aufblühen ließ und zerstörte. Die höchste Gottheit war einzig und erhaben, war die Mutter, die Natur, ob sie nun Hertha genannt oder als unbenennbar empfunden wurde, und die Götter, die es sonst noch gab, hatten sicherlich auch ihren Beruf, aber an das oberste Wesen reichte keiner von ihnen heran.

„Nur sage mir, Herthastochter“, hob Schnut an, als sie wieder einmal hinter der Hütte der Priesterin saßen, ist es recht von uns, daß wir unseresgleichen töten, weil sie nicht dasselbe glauben wie wir und zu fremden Göttern beten? Dürfen wir darum Krieg mit ihnen anfangen? Ist unser König nicht das letzte Mal selbst

schuld daran gewesen, daß wir Streit bekamen?"

„Du fragst zu viel auf einmal“, erwiderte die junge Priesterin, „und es ist nicht leicht für mich, dir zu antworten. Denn ich muß in allen, die nicht Hertha als die Höchste anerkennen, meine Feinde sehen, aber mein Herz, das gestehe ich dir, fühlt diesen Haß nicht. Auch die andern Götter, wie sie immer heißen, gehören zu Herthas Welt und fließen mit ihr zusammen, weshalb sie also schmähen? Ich tue nur meine Pflicht, von dem übrigen laß mich schweigen.“

„Aber wenn du betest und selbst nicht an das glaubst, was du der Göttin sagst, kann sie dann dein Gebet erhören?"

„Allmutter ist groß, und ihr bleibt nichts verborgen, ich stehe vor ihr durchsichtig wie ein Bach, sie erhebt mich oft zu sich, ich sehe, wie sie mich anlächelt und wie wir beide miteinander darüber einig sind, daß die Worte, die ich an sie richte, nur für das Volk gelten, dem alles nach menschlichem Verstehen erzählt werden muß. Wir handeln in einem höheren Zwecke, wenn wir Krieg führen, als wir ahnen; Hertha will die Kräfte in uns frei machen, die sonst verstumpften, und so ist auch der Kampf ihr Mittel und der König ihr Werkzeug. Die Menschheit soll noch weit, weit vorwärts, eine ferne Zukunft erst wird den Frieden kennen.“

„Nun sage mir noch eines, Herthastochter: ist es erlaubt, Männer und Frauen, die so sind wie wir selbst, an Opferfesten zu schlachten? Hat Allmutter dazu wirklich den Befehl gegeben? Kannst du es ruhig mit ansehen, wie sie verbluten?"

Die Priesterin atmete mühsam, sie war so bleich, daß Schnut erschrak. Zuletzt rang es sich von ihrem Munde:

„Darüber sollst du nicht sprechen, hörst du? Nie fragen! Ich versetze mein Amt, das muß dir genug sein. Mich aber bei den Opfern anzuschauen, verbiete ich dir. Und nun ist es kalt, ich will schlafen.“ Sie ging.

Schnut irrte lange durch den Wald. Er wußte jetzt: mit ihrem Herzen war Herthastochter nicht dabei, wenn sie zu Ehren der Göttin Menschen opferte.

Und ob ihre Herrin, die große, allgütige Allmutter, Wohlgefallen daran fand? Schnut kam aus dem Grubeln nicht her-

aus. Er erschien in der nächsten Zeit nicht bei seiner Lehrerin und Freundin, ihm war, als habe er ihr wider ihren Willen ein Geheimnis entrisSEN.

Es war ein ungeheures Drängen in ihm, und er wußte nicht, wie er mit seinen Gefühlen fertig werden sollte. Irgendwie mußte er sich Befreiung schaffen; da wurde es ihm zu einer fast sinnhaften Erlösung, als er eines Tages unten am Ufer einen zugespitzten Stein nahm und allerhand Figuren in die glatte Lehmwand ritzte. Das Ungeheuer, das er da zeichnete, war das Abbild seiner Qual. Es erhob die Laxe, es wollte die kleine Gestalt, die vor ihm kniete, erschlagen, aber da richtete sich die Gestalt auf und schleuderte einen Speer nach dem Drachen. Und der Drache lag tot auf dem Rücken, der Mensch aber, Schnuts Ich, hatte beide Arme im Fabel aufgereckt. Und Kreise ließ Schnut entstehen, das waren die Himmelskugeln. Zwischen ihnen flogen Pfeile hin und her. Das waren die Strahlen, die von ihnen ausgingen. Wieder stand Schnuts Ich, der aufgereckte Mann, da, und alle Pfeile sausten auf ihn zu, und er ließ sich von dem Lichte, das auf ihn prallte, mächtig überströmen. Es war nur natürlich, daß er daheim ein Stück Holz nahm, es glättete und anfang, mit Kohle darauf seine inneren Erlebnisse zu beschreiben.

Und männiglich, der das sah, staunte. Der Ehrgeiz aber trieb Schnut so weit, daß er Ton nahm und Menschen formte, und die mächtige Sehnsucht überkam ihn, aus der Erinnerung Herthastochters Antlitz zu bilden. Er saß und saß und konnte sich nicht genug tun, die Züge in der weichen Masse nachzuschaffen, und Sünnoog wußte auf den ersten Blick, wer es sein sollte!

Er brannte sein Werk und bewahrte es heimlich, um es nur dann und wann für sich allein herauszuholen; im übrigen wurde er ob seiner Fähigkeit durch das ganze Dorf berühmt, und die Leute kamen von fern her, um sich an seinen Wölfen und Hirschen zu ergötzen, die so lebendig waren, daß man glauben konnte, sie würden einen gleich anspringen oder davonrennen. Besonders Mutter Fürbörter kam aus dem Verwundern über ihren Sohn gar nicht heraus. Der war nun schon ein erfahrener Kriegermann und dazu jetzt

auch noch ein Löpfer von ganz besonderer Art! Sie weinte Freudentränen und weihte der Göttin den schönsten und größten Krug, der je in ihrem Ofen gegläht worden war.

Und da der Jüngling den Umgang mit der Priesterin auf die Dauer doch nicht zu ertragen vermochte, so strich er oftmals zur Dämmerzeit um ihre Behausung; wenn dann Godefru ihn erspäht hatte, so schlüpfte sie hinein und meldete es ihrer Herrin. Und Herthastochter trat heraus, und den beiden war es, als ob sie von einer Macht zusammengezogen würden; es geschah, daß der Schüler die Lehrerin mit dem verwechselte, was sie lehrte, und es kam zum ersten Male ein Gefühl in ihm auf, das er zwar mit der Liebe zu seiner Schwester vergleichen konnte, das aber dennoch so ganz anders, so viel heißer, viel hinreißender war. Er blickte sie an mit Augen, die sie wohl verstand, die sie verstehen mußte als Weib, obgleich sie das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte.

Sie rang mit sich.

Hatte sie den Jungen aus der Pötte wieviel nicht gekannt, als sie schon ihres priesterlichen Berufes waltete und er noch fast ein Knabe war?

Doch was wollten die Jahre bedeuten, die sie mehr besaß?

Sie hatte dahingelebt, es war ihr nur in den geheimsten Traumwünschen zu Sinne gekommen, daß sie noch etwas anderes hätte sein können als ein nimmermehr anrührbares Wesen. Durch dieses erzwungene Verkümmern ihrer Weiblichkeit war etwas unreif und überjung in ihr geblieben.

Da stand dann Schnut als reifer Mann vor ihr, und sie war jetzt, menschlich gesprochen, ihm gegenüber die Jüngere, beinahe noch ein kleines Mädchen.

Und das kleine Mädchen sehnte sich nach dem großen Manne, und Herthastochters Traumwünsche wurden zu Wachträumen, und sie weinte auf ihrem einsamen Bette, und Godefru, die nach Art alter Frauen alles wußte, konnte sie nicht trösten.

Aber es war ein entsetzliches Schicksal, das die Liebe in diesem zarten Körper aufflammete, in diesem nicht nur zur Unfruchtbarkeit, sondern auch zur völligen Jungfräulichkeit verurteilten Körper.

„Es geht vorüber, mein Liebling“, sagte die Alte. „Er soll gar nicht mehr kommen,

du sollst nicht zu ihm gehen, um seine Figuren zu betrachten. Dann geht es bald vorüber.“

Aber Herthastochter seufzte nur und verneinte mit dem Haupte.

Die Männer des Dorfes drängten Schnut, dem bereits der Bart auf Kinn und Wangen wuchs: es sei nicht ritterwürdig, daß er immer noch bei seiner Mutter wohne, er müsse sich eine eigene Hütte erbauen, eine Besorgerin hineinnehmen und aus unverwandter Sippe die Gattin suchen.

Aber Schnut fand keine, die ihm gefiel. Herthastochter war die Einzige, die er lieb hatte, und er wußte ja, dieser Liebe war nicht erlaubt, auf Erfüllung zu hoffen.

Er war auch seiner selbst Herr genug, um ihr nur seine Ehrerbietung zu erweisen. Kein Wort von dem, was ihn zu ihr trieb, kam über seine Lippen, aber alles Verschweigen nützte nichts. Ein jedes von ihnen dachte nur an das andere, und das konnte ihnen kein Gesetz verwehren.

Dann freilich trat etwas ein, was sie äußerlich noch weiter voneinander trennen sollte.

König Speckfreeter der Große war an sich nicht undankbar, aber wie das bei den Gewaltigen dieser Erde nun einmal so ist — er konnte der Dankbarkeit in seiner Brust keinen großen Spielraum schenken, weil er höhere Rücksichten zu nehmen hatte. Schnuts Sieg über die beiden Schänder seiner Schwester war ehrlich errungen und verdient; Speckfreeter behauptete keineswegs, daß dieser Dreikampf anders ausgegangen war, als Gerechtigkeit es verlangte.

Aber beide Neffen waren seine Lieblinge gewesen, und besonders der zerstreungsüchtigen Königin hatten sie viel Zeitvertreib gebracht. Ihr Gemüt kehrte sich nicht an Recht und Unrecht, sondern haßte ganz einfach den, der ihr die lustigen Gesellen geraubt hatte. Sie lag deshalb ihrem Gemahl in den Ohren, daß er diesem Schnut seine Gunst entziehe, ihn aus dem Ritterfolge stoße. Allein Speckfreeter sah keine Ursache dazu, und Schnuts Beliebtheit im Volk war ihm bekannt, und als kluger König gab er etwas darauf, seine Untertanen nicht zu verstimmen.

Trud jedoch hätte nicht das echte Weib sein müssen, wenn sie sich zurückweisen ließ. Sie hatte allerhand Mittel, um ihrem

Herrn und Gebieter das Leben sauer zu machen. Es kam jetzt oft vor, daß bei der königlichen Tafel auch der beste Stierbraten keinen Markknochen hergab, wie ihn Speckfreter so gern aufklopfte. Es war, als hätte das liebe Rindvieh nur lauter hohle Röhren in seinem Fleische stecken. Und das Schlimmste: das Bier war schal und erzeugte keinen vernünftigen Rausch.

So hezte die Königin im geheimen die Küchenleute auf.

Der König warf den Köchen die Kinderleulen ins Gesicht und schüttelte den Krug mit dem dünnen Gebräu über sie aus, aber das half nichts; was sie da erlitten, dafür wurden sie von der Königin entschädigt, und Speckfreter der Große magerte ab und fuhr seine Ritter in rauher Weise an.

Auch sonst verstand es Schön-Trud, ihm zu zeigen, daß er ihr nicht ungestraft einen Gefallen verweigerte; sie versagte ihm ihre Gunst, und es nützte ihm alles nichts, er mochte sie prügeln oder ihr schmeicheln, sie bestand darauf, daß sie den Mörder ihrer lieben Gespielen nicht mehr vor Augen sehen wollte! Und sie bildete eine Partei am Hofe, durch die sie in ihrem Begehren unterstützt ward.

Dem König war es schließlich lästig, derlei anzuhören: Zuletzt fand seine staatsmännische Weisheit einen Ausweg, damit er wieder Markknochen und dickes Bier bekam und ihm auch wieder die Süßigkeit von Truds Liebe zuteil wurde: er beriet sich mit dem Oberältesten, dem besonnenen Föhrenknast, ließ dann Schnut vor sich rufen und sprach zu ihm:

„Junger Mann, ich habe eine große Ehre für dich, und ich denke, du wirst mir keine Schande machen. Das Jammervolk da hinten auf dem Halbinsel, die drei Dörfer, die sich uns unterworfen haben, diese elenden Kleinschaberer, die werden nämlich auffällig und wollen nicht recht mit dem Tribut herausrücken. Deshalb schicke ich dich hin, damit du mein Statthalter auf diesem Punkte der Erde wirst und dafür sorgst, daß alles seinen guten Gang geht und uns Vieh und Honig richtig geliefert werden. Du kannst dich gleich aufmachen.“

Nachdem er diese Rede gehalten hatte, kam Schön-Trud, die draußen lauschte, hereingetanzt, setzte sich ihm auf die Knie, bot

ihm einen köstlichen schwarzen Trunk und sah über seine Schulter hinweg zu dem etwas bestürzten Schnut hin.

„Was willst du noch?“ fragte sie spitzig. „Warum bist du denn noch nicht unterwegs, wenn der König dich für so ein hohes Amt bestimmt?“

Schnut neigte sich und verließ das Männergemach.

Es war ihm klar, wie alles zusammenhing, denn er hatte ja in der letzten Zeit viel Feindseligkeit bei Hofe erfahren: Nun war er also von seinen Gegnern aus der Nähe des Königs entfernt worden, und es gab für ihn nichts anderes, als dem Befehle, der ihn scheinbar auszeichnete, zu folgen.

Statthalter Schnut.

So zog denn Ritter Schnut mit zehn Mannen und einem großen Trägetroß aus seinem Heimatdorfe.

Er saß auf einem weißen Pferde, das war das Zeichen des Königsgesandten, seine Begleiter schritten zu Fuß und waren mit Lanzen und Beilen bewaffnet. Die Sklaven, die kaum ihres Leibes Blöße bedeckt hatten, keuchten unter ihren Lasten. Es war Herbst, und furchtbar tobte der Sturm, so daß sich der Zug vorsehen mußte, um nicht erschlagen zu werden. Ramen sie an eine freie Stelle, so platschte ihnen Nasses ins Gesicht, sie meinten erst, es sei Regen, dann merkten sie, daß es Schaum war, den der Wind vom Meere über das hohe Ufer herüber trieb. Nach einer Tagereise gelangten sie an das Blachfeld, wo einst die Schlacht geschlagen worden war. Da lagen Gerippe von Menschen und Pferden, abgenagt von Wölfen und Füchsen und anderen Raubtieren, die noch immer hier herumschlichen, in der Hoffnung, Beute zu finden. Zerbrochenes Kriegsgerät war überall verstreut.

Hinter diesem Gefilde erhob sich der dunkle Obenwald, und es war schwer für Schnut und die Seinen, sich Bahn zu machen, denn engstens zusammen standen die uralten, knorrigen Stämme mit den seltsam verbogenen Ästen.

Die Sklaven wurden vorangeschickt, sie mußten die Zweige auseinander biegen. So erreichten die Männer schließlich das Ende dieses düsteren Haines und sahen sich auf einer Ebene, die rechts und links nach dem

Wasser zu abfiel. Nun war es ein leichtes Marschieren, und die Mannen stimmten rauhe Lieder an, Schnut aber gebot Halt, als ein paar von den Unfreien hinstürzten, weil sie vor Müdigkeit ihren Packen nicht mehr schleppen konnten.

Alle rasteten und wärmten sich am schnell entzündeten Feuer.

Noch einmal ging es dann beim Morgen grauen in Wald hinein, aber er war leichter. Nebelfegen strichen hindurch, Elche, Hirsche, auch Bären ließen sich sehen, Schweine grunzten aus sumpfigen Stelen.

Die Mannen machten sich auf die Jagd, und etliche Tiere wurden auf die Decke gelegt, nicht zur Freude der Träger, die nun auch noch dies Wildbret aufgebürdet bekamen.

Und dann gelangten sie in das erste der Kleinschaberdörfer.

Da flohen die Bewohner aus ihren kümmerlichen Hütten und verbargen sich hinter Steinen und in Höhlen. Das ganze Dorf war leer, ebenso ging es mit dem zweiten und dritten. Das dritte Dorf aber wählte Schnut zu seinem Sitz, es schob sich bis auf das Höved hinauf, die Spitze der Halbinsel. Viel Schutz von Bäumen hatte es nicht, der Nordwest konnte ungehindert darüber sausen, und Schwaden von zerstäubten Wellen sprühten um die niedrigen Strohdächer.

Aber es war Schnut lieb, den freien Himmel über sich zu haben; er und sein Gefolge quartierten sich in den leeren Wohnstätten ein.

Trostlos sah es in der Siedlung aus, die Hölzer, aus denen die kleinen Häuser bestanden, waren verfault. Die Quellen waren unrein, das Moor hatte sich bis vor die Türen gefressen, es war ein Bild der Verkommenheit.

Als bald machten sich Schnuts Leute daran, junge Bäume zu fällen, und mitten im Dorfe wurde ein großes, ein wenig unregelmäßiges Viereck abgesteckt; einen Stamm neben dem andern gruben die Sklaven ein, Lehm fügten sie in die Ritzen, nur ein paar Löcher zum Ausguck sparten sie aus, sie schnitten Schilf am östlichen Rande der Halbinsel, und nicht lange dauerte es, so erhob sich eine Burg unter all dem Verfallenen, und eine Lange mit einem Fellen Bärenfell wurde oben in das

Dach gesteckt, damit jeder sah: hier herrschte des Königs Gewalt. Und Schnut sandte die Mannen aus, damit sie die flüchtigen Bewohner suchten, durch Zureden glückte es ihnen, immer mehr von den verschüchterten Menschen zutraulich zu machen.

Zitternd, verwildert und vertiert, erschienen sie vor Schnut, gruben sich förmlich in den Boden ein und wimmerten um ihr Leben. Er aber hob sie auf und versprach ihnen, daß er nicht gekommen sei, sie zu töten, er wolle ihnen Gutes erweisen, so viel in seinen Kräften stand.

Da sprangen sie umher wie Kinder, klatschten in die Hände und waren auf einmal vergnügt, als hätten sie niemals Furcht gehabt. Sie griffen hastig und gierig nach dem, was Schnut ihnen zur Nahrung geben ließ, dann schlüpfen sie in ihre Behausungen.

Schnut ließ nun rings um den Männeraal und um seine Wohnung Hütten für die Mannen errichten, auch die Sklaven erhielten menschliche Gelasse. Und die elenden Dorfcreaturen, deren Leben es war, für Speckfreeter den Großen zu fronen, vergaßen ihren Kummer. Schon jetzt wisperten sie, was für ein guter Herr ihnen gesandt worden. Er schlug sie nicht, wie der vorige Statthalter es getan hatte, er opferte auch nicht bei seiner Ankunft etliche von ihnen seiner Göttin, die nur Blut und immer wieder Blut haben wollte!

Es kam der Winter und mit ihm eine so ungeheure Menge Schnee, daß es unmöglich war, nach Großschaberdorf durchzudringen. Schnut konnte dem König keinerlei Botschaft, geschweige denn die als Tribut aufgestapelten Felle senden. Der ganze Wald war verklebt mit den blinkenden Gebilden des Frostes. So ging die Zeit mit Zechen und Schmausen hin.

Die Kleinschaberer waren ein trunkhaftes, gefräßiges Geschlecht, aber was hatten sie auch sonst vom Dasein? Sie lagen dumpf in ihren Löchern und wälzten sich mit ihren Weibern auf den Binsenhaufen. Ihre Sinne waren wie umnebelt. Wozu sollten sie arbeiten? Wenn sie fleißig waren, — es wurde ihnen doch nur abgenommen, was sie fertig brachten.

Die Kälte löste sich und der Sturm tobte aufs neue, aber er war frischer als

im Herbst, er legte den Druck von der Halbinsel hinweg, und die Sonne meinte es immer besser; auch in die trügsten Glieder kam so etwas wie Regsamkeit, und die Dörfler krochen aus ihren Schlafgruben und schnoberten wie das Wild in den herben, aber erregenden Wind hinein und blinzelten zu dem Himmelslicht auf. Es kam ihnen die Erinnerung an früher, als sie noch freie Menschen waren: wie sie da den Frühlingsreigen getanzt und dabei ihren Göttern die Erstlinge an Blumen und Gräsern dargebracht hatten, und sie machten den Versuch, ob es ihnen wohl glückte, die Beine zu heben und die Arme zu schwingen, und sie sahen sich um nach den Göttersinnbildern, die vordem bei jeder Hütte gestanden hatten. Aber die Priester der Großschaberigen hatten alle die Säulen verbrannt.

Und das Bewußtsein ihrer Not stand in den Unseligen auf, sie fingen an zu klagen, und das klang, als ob ein Tier im Walde am Speer verendete.

Schnut und sein Gefolge standen staunend umher und wußten nicht, was den Leuten denn eigentlich einfiel, diesen Sonderbaren, die auf einmal wieder aus der freien Luft in dem Dunkel der Gruben verschwanden.

Die Mannen gingen ihnen nach und fragten sie, aber in ihrer Angst wagten sich die unterdrückten Kreaturen nicht mit der Sprache heraus, bis Schnut selbst etliche von ihnen in seine Burg holen ließ.

Und weil ihm die Güte vom Gesichte strahlte, überwandern sie ihre Scheu und berichteten stotternd ihre Sehnsucht nach den alten Göttern. Und Schnut verhieß ihnen, er wolle ein Auge zudrücken, wenn er solch ein Bildnis sah. Es war gut, daß die Herthapriester, nachdem sie ihr Werk der Zerstörung vollbracht hatten, nicht mehr in diesen Dörfern hausten. Die Stätten waren ihnen zu unwirlich gewesen. Daher durfte Schnut ungehindert Duldung üben.

Als er so mit den Menschen gesprochen hatte, da gab es alsbald ein Jauchzen; in Eile behauten sie Hölzer, daß Köpfe auf einem schmalen Leibe daraus wurden. Die stellten sie auf und küßten vor ihnen die Erde und sangen die alten Gebete.

Schnut aber hieß die Mannen, die wegen

seiner Freundlichkeit zu murren anfangen, schweigen, indem er sie bedeutete, er wolle alles vor dem König vertreten.

Es brach die kurze Sommerzeit an, die Halme sproßten auf den Aekern, die von den Dorfbewohnern auf Schnuts Befehl bestellt worden waren, und es muß gesagt sein: der Statthalter tat seine Pflicht und sorgte, daß der König die auferlegten Abgaben erhielt: Manche wurden auf die Jagd geschickt, manche mußten am Strande Bernstein sammeln, nackt, damit sie keinen Klumpen für sich behalten konnten, manche hatten den Flint zu bearbeiten, und wieder andere mußten die Felle glätten und geschmeidig machen. Als alles bereit war, schickte Schnut es an den Hof und ließ dem König melden, daß die Dörfler ihm huldigten und nichts versäumen würden, um sich seine Gnade immer mehr zu erwerben.

Speckfreeter der Große war mit seinem Statthalter zufrieden, als er die Haufen von Leder und kindskopfgroßem Gelbstein überschaute, und versicherte Schnut durch einen Boten seine besondere Gunst.

Er hatte da doch, sagte er sich, ein ausgezeichnetes Mittel gefunden, um aus den damaligen Schwierigkeiten mit Schnut und der Gegenpartei herauszukommen. Schnut war fort und diente ihm vortrefflich.

Und Schön-Trud behängte sich mit den dicksten Knollen von dem herrlichen Steinharz, das Nissel für sie in dem eigenen Schabepulver schloß, und der Lehrer machte sie auf die Zauberkraft aufmerksam, die in dieser Gabe der Allmutter Hertha ruhte: wenn man so ein Stück rieb, konnte man Splitter, Blätter und Haare damit anziehen!

„Also zieht es auch allerhand unreine Stoffe aus dem Körper, liebe Königin,“ sagte der kleine Schulmeister, „und darum ist es nützlich und nötig, es allemal an sich zu tragen, ein Stück auf der Stirn, ein Stück auf der Brust, ein Stück auf dem Nabel, denn so ist man gefeit wider alles Ungemach, das aus bösen Säften entsteht.“

Und Trud, die nichts so sehr fürchtete, wie Schmerzen, roch an dem Stein und rieb ihn an ihren blanken Oberarmen.

Das war schon ein Spaß, wie sich König

Schnut wird des Hochverrats
angeklagt



Speckfreeter die Nackenhaare emporsträubten, sobald sie ihm mit dem Wunderstein nahe kam. Es kitzelte ihn, und er mußte niesen.

Dann lachte Schön-Trud so lange, bis sie umfiel.

Ja, das war gut und schön, und Schnut war sichtlich ein lobesamer Statthalter, er leistete sogar mehr als seine Vorgänger, aber einer der Mannen, die mit der Tributschendung nach Großschaberdorf kamen, konnte sich nicht verkneifen zu erzählen, daß Schnut den Dörflern erlaubt habe, ihren Urgöttern zu dienen.

Speckfreeter war im ganzen duldsam gesinnt, der Ritter jedoch, ein starrer Herthagläubiger, ließ nicht ab, allen, die er traf, von der Übertretung des oberpriesterlichen Gebotes zu sprechen, so erfuhren schließlich auch die Gottesdiener in der Nachbarschaft, was sich jenseits des Obenwalbes ereignete. Sie teilten es ihrem Vorgesetzten mit, der geriet in Zorn und drohte dem König mit Acht und Bann, wenn er den Frevel nicht verhinderte. Zugleich befahl er

Herthastochter, sie solle hinreisen und von dem Statthalter Rechenschaft verlangen.

Herthastochter gehorchte, bestieg mit ihrer Godefru die Sänfte und ließ sich nach dem Höved tragen, und da sie einander wieder sahen, Schnut und sie, da war ihnen eigen ums Herz, und sie wären innig gern einmal miteinander allein gewesen, aber es gab keine Möglichkeit, sich von den anderen abzusondern.

Und Herthastochter stand in priesterlicher Würde vor dem Ritter im Männersaale, und mit einer Stimme, die einen gewollt harten Ton hatte, überbrachte sie ihm das Geheiß des Oberpriesters: „Du mußt jeden, den du bei dem Götzendienste betriffst, erschlagen lassen.“

Ja, so sprach sie, unbeweglichen Gesichts, die Arme überkreuz auf ihrer schwarzen Tracht, und Schnut neigte sich vor der Stellvertreterin des obersten Herthadieners, aber als er dann die Augen wieder hob, da senkten sie sich in die ihren, und da flog beider Antlitz ein seltsames, verheintes Lächeln an. Das redete nicht

von Gottes- und nicht von Gözen- verehrung, das hatte nur den einen Sinn: ach, wäre ich in aller Einsamkeit bei dir! Sie konnten die Blicke garnicht voneinander trennen, bis es doch sein mußte und Herthastochter feierlich das Volk segnend, wieder zu ihrer Sänfte schritt.

Schnut geleitete sie hoch zu Ross bis an die Grenze der Dörfer, wie er sie vorher dort empfangen hatte. Und sie redeten die ganze Zeit lang kein einziges Wort miteinander.

Ein stummes Handerheben von ihrer Seite, ein stummes Ausbreiten der Hände von der seinigen, als ob er etwas erbitte und empfinde, — dann ließ er die Sänfte an sich vorbeiziehen.

Und durch diese Begegnung wurde die Liebe in ihrem Herzen noch gewaltiger angefaßt.

Schnut gehorchte dem ihm gewordenen Befehl nur lässig. Zwar heischte er von den Bewohnern, daß sie die Bildsäulen von den Wegen nahmen, aber was sie in ihren Hütten trieben, darum kümmerte er sich nicht.

Die Dörfler atmeten unter Schnuts Regiment auf. Sie kamen sich beinahe wieder wie freie Menschen vor, sie säuberten ihre Plätze und flickten die Dächer, es wurde wieder wohnlich bei ihnen, und sie leisteten ihre Fronde um so williger.

Zu Schnut blickten sie mit Verehrung empor, denn er waltete unbefleckt seines Amtes und verlangte nicht zu viel Mühe und Anstrengung von ihnen.

Es wurde ein erträglicher Zustand, und auf den Knien dankten die Nothaarigen ihrem Herrn dafür.

Unter seinen Mannen, deren ihm noch mehr geschickt worden waren, damit er die Dörfer genügend bewachen könne, hielt Schnut strenge Zucht. Das paßte den meisten freilich nicht, denn sie wollten hier ein Leben nach ihrem Behagen führen und schritten hoffärtig einher, ließen sich von den Besiegten demutvoll grüßen und nahmen ihnen von ihrem Eigentum weg, was sie reizte.

Und da wurde Schnut eines morgens gemeldet, daß einer von den Besatzungsmannern totesgeschlagen worden sei.

Gleich ging er hin und forschte, in welchem Streite das geschehen wäre. Da erfuhr er: der Ritter habe sich einer Frau mit Gewalt

bemächtigt, und ihr Gatte habe Rache dafür genommen.

Es ging nicht anders: dieser untersehte Mensch mit dem ingrimmigen Ausdruck seines umbuschten Gesichtes mußte sterben, denn an einem königlichen Ritter durfte sich unter keinen Umständen jemand vergreifen, aber den Wunsch der übrigen Großshaberer, das Dorf zur Buße in Brand zu stecken und von den Einwohnern jeden Fünften zu ermorden, erfüllte Schnut keineswegs, er bestrafte sogar mit Kerkerhaft einen der Seinigen, der sich des gleichen Verbrechens schuldig gemacht hatte, ohne daß ihn deshalb die Angehörigen der geschändeten Frau töteten. Da wurde das Murren gegen den Statthalter stärker; abermals drang eine Klage über ihn zu Speckfreeter, und das war die schwerste, die überhaupt erhoben werden konnte: Schnut mache sich beliebt bei den Kleinschaberigen, damit sie ihm anhängen.

Deutlich sei sein Plan zu erkennen: aus dem Statthalter wolle er ein König werden, bald sei es so weit, daß er Macht und Männer in Fülle habe; dann werde er kommen, um sich selber auf den Thron zu schwingen.

Speckfreeter der Große bekam einen Schrecken, daß ihm der Saftbissen, an dem er just laute, im Halse stecken blieb, und alsbald, aufgehetzt von Schön-Trud, berief er den Thing und fragte seine Ratsherren, was zu machen sei. Einige Herren aus der Sippe Mars und Brechts nahmen begierig die Gelegenheit wahr, den Statthalter zu stürzen, und schrien wütend, er müsse nicht nur seines Amtes entsetzt, sondern auch wegen Hochverrats vor Gericht gestellt werden; auch die andern, — die nicht glauben konnten, daß Schnut wirklich einer bösen Absicht fähig sei, stimmten ihnen zu, in der Hoffnung, er werde gereinigt aus dem Thingkreise gehen.

In der weisen Vorsicht, die ihm vom Himmel verliehen war, ließ Speckfreeter fünfundzwanzig Ritter und über hundert Mannen die Rüstung anlegen und ausziehen, den hart Be-¹lagten herbeizuschaffen.

Verwundert sah Schnut auf die Boten des Königs und drängte sie im Bewußtsein seiner lauterer Gesinnung, möglichst

schnell mit ihm an die Stätte des Gerichts zu eilen.

Auf den Steinen saßen die Greise, um sie herum stand das Volk, Mutter Fürbötter war auch da und wischte sich die Tränen von den Backen. Sünnoog aber war guten Mutes, denn sie wußte: ihr lieber Bruder hatte nichts auf sich geladen, wessen er sich zu schämen brauchte.

Nun brachte Herthastochter, bleich wie der weiße Mond, ihr Opfer und betete zu der Göttin, daß kein Falschspruch gefällt wurde, und ihre Stimme bebte, als sie die heiligen Worte raunte, und dann trat, nachdem sich die Priesterin in ihr Gemach zurückbegeben hatte, Schnut vor den König, hoch den Kopf und mit klaren Augen.

Jöhrenknast brachte die Klage vor:

„Das Gebot des Oberpriesters hast du nicht geachtet, es herrscht der abscheulichste Götzendienst in jenen Dörfern, und du lässest die Leute es nicht fühlen, daß sie nach des Himmels Bestimmung die Besiegten sind und es bleiben sollen, sondern du stärkst sie und hast ihnen auch nicht alle Waffen weggenommen. Ja, sie dürfen sich sogar kleine Werkzeuge absplintern, was für uns gefährlich ist, weil sie vorzüglich damit umzugehen wissen, während sie die großen nicht handhaben können. Du bist überstreng gegen deine Mannen und milde gegen die Bewohner, und ziehst diese zu deiner Tafel und herätst mit ihnen, und sie hangen an dir und verehren dich, und es sind des Nachts etliche von ihnen zu dir gekommen, und darum bist du verdächtig, dein Eigenes dort zu suchen und nicht des Königs Nutzen zu wahren.“

Da begann Schnut in der Haltung des ehrlichen Mannes mit lauter Stimme:

„O großer König und ihr hochansehnlichen Männer! Ich stehe vor euch mit unbeschwertem Gewissen, und wer mir solche Anklage zugezogen hat, muß vor Schande in die Erde sinken. Wohl gestehe ich, daß ich nicht unbarmherzig hart gegen die Dorfleute verfahren bin, weil sie in ihren Göttern ihre Helfer sehen. Und ich frage euch: täten wir das nicht auch, wenn unser Kriegsglück nun ein Kriegsunglück für uns geworden wäre und wir nicht mehr zu unserer Hertha beten dürften? Würden wir die Allmutter nicht in unseren Hütten doch heilig halten?“

König Speckfreeter konnte nicht anders, er mußte bei diesen Worten des Verklagten nicken, sein Gemüt hatte in den Dingen der Gottesverehrung eine ziemlich Weite. Der Oberpriester war ein langweiliger Eiferer, trank kein Bier, aß kein Fleisch und redete trotzdem davon, daß er und seine Priesterschaft für ihre Dienste besser belohnt werden müßten.

Und Schnut fuhr fort:

„So bin ich vielleicht in diesem einen Punkte nicht ganz gehorsam gewesen, aber ich will das auf mich nehmen, denn es war keine Auffässigkeit wider meinen Herrn, dem ich allzeit Treue halten werde. Und ich, dem es vergönnt gewesen ist, — nehmt es nicht für ungut, wenn ich daran erinnere —, ja, dem es einst vergönnt war, ihm den Todeswurf abzuwehren, ich sollte Heimliches im Schilde führen, um mich an seine Stelle zu setzen? Ihr Ehingmannen, seit meiner frühen Jugend bin ich euch bekannt, — ist einer da, der von mir sagen kann, ich hätte etwas zum Schaden meiner Mitmenschen begangen?“

Da vernahm man den Lehrer Niffel, der sich zwischen den Zuschauern befand:

„Schnut ist der beste Junge gewesen, der je vor mir auf dem Baumstamm saß!“

Das Volk klatschte dem Schulmeister Beifall, und die Bögte mußten mit ihren Stäben dreinhauen, daß Ruhe ward.

„Habe ich“, so sprach Schnut weiter, „den Leuten in jenen Dörfern Güte erzeigt, und sind sie mir dafür zugetan: wie ist das ein Beweis für verborgene Umtriebe? Gewiß! Sie sind sogar bei dunkler Nacht zu mir gekommen, weil sie am Tage für den König arbeiten mußten, und wir haben beraten, wie ihnen ein genügendes eigenes Auskommen zuteil würde, trotz aller Lasten. Je gesunder und tüchtiger sie sind, — können sie nicht umso besser für unsern König schaffen? Deshalb bin ich fleißig dahinter her gewesen, daß ihre Hütten neu erstanden, und daß Mann, Weib und Kind Nahrung hatte. Von hinterlistigen Absichten, wie sie mir vorgeworfen werden, kann keine Seele lediger sein als meine. Und damit bin ich am Ende meiner Rede, o großer König und hochehrbare Ehingherren, und vertraue darauf, daß ich, ungebunden und auch ohne jeden Schatten des Verdachtes von dannen gehen darf!“

(Fortsetzung d. Erzählung im Dezemberheft)